

NICCOLÒ MACHIAVELLI

Der Fürst



Nach einer politischen Karriere als Staatssekretär der Republik Florenz bei den Medici in Ungnade gefallen, verfasste Niccolò Machiavelli 1513 das Werk, mit dem sein Name bis heute untrennbar verbunden ist: *Il Principe* (dt. *Der Fürst*). In der Schrift untersucht er die Mechanismen der Herrschaft, des Machtgewinns und des Machtverlusts. Neben biblischen und antiken Beispielen greift Machiavelli auch auf Zeitgenossen wie Francesco Sforza, Papst Alexander VI. und besonders den ihm persönlich bekannten Cesare Borgia zurück. Damit schafft er einen ebenso kenntnisreichen wie scharfsichtigen Einblick in die politische Welt der italienischen Renaissance.

NICCOLÒ MACHIAVELLI

Der Fürst

Aus dem Italienischen übersetzt
von Philipp Rippel

RECLAM

Niccolò Machiavelli an den erlauchten Lorenzo de' Medici

Jene, die eines Fürsten Gunst zu gewinnen suchen, pflegen ihm zumeist mit solchen Dingen aus ihrer Habe zu nahen, die ihnen am teuersten sind oder von denen sie sehen, dass er an ihnen am meisten Vergnügen findet; so erhält er des Öfteren Pferde, Waffen, Brokatstoffe, Edelsteine und ähnlichen Zierrat, seiner Hoheit würdig, zum Geschenk. In dem Wunsch nun, mich Eurer Durchlaucht mit einem Zeugnis meiner Ergebenheit zu empfehlen, habe ich nichts in meinem Besitz gefunden, was mir teurer wäre oder was ich höher schätzt als die Kenntnis der Taten großer Männer, die ich mir durch lange Erfahrung mit den gegenwärtigen Zuständen und durch beständiges Studium der Verhältnisse des Altertums angeeignet habe; nachdem ich diese mit großer Sorgfalt lange durchdacht und überprüft hatte, habe ich sie jetzt in einem kleinen Band zusammengefasst, den ich Eurer Durchlaucht überreiche.

Obgleich ich dieses Werk nicht Eurer Hoheit für würdig erachte, vertraue ich dennoch darauf, dass Ihr es in Eurer Güte gnädig aufnehmt; denn ich könnte Euch kein größeres Geschenk machen, als Euch Gelegenheit zu geben, in kürzester Zeit mit all dem bekannt zu werden, was ich in so vielen Jahren und unter so vielen Unannehmlichkeiten und Gefahren erkannt und verstanden habe. Dieses Werk habe ich weder mit rhetorischen Floskeln geschmückt und ausgestattet, noch mit hochtrabenden und feierlichen Worten oder irgendeinem anderen äußerlichen Blendwerk und Zierrat, mit denen viele ihr Thema vorzutragen und aufzuputzen pflegen; denn ich wollte, dass ihm nichts anderes zur Ehre gereiche, als durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Bedeutung des Gegenstandes zu gefallen. Auch möchte ich nicht, dass man es für Anmaßung halte, wenn ein Mann von geringem und durchaus niederem Stande sich erkühnt, Erörterungen über die Fürstenherrschaft anzustellen

und sie in Regeln zu fassen; denn wie die Landschaftszeichner sich unten in die Ebene stellen, um den Anblick der Berge und der hochgelegenen Orte zu erfassen, und sich nach oben auf die Berge begeben, um die Weite der Niederungen zu überblicken, so muss man Fürst sein, um den Charakter der Völker zu verstehen, und dem Volk angehören, um das Wesen der Fürsten recht zu erkennen.

So möge denn Eure Durchlaucht diese kleine Gabe in eben dem Sinne entgegennehmen, in dem ich sie überreiche; wenn Ihr darin aufmerksam lest und studiert, könnt Ihr daraus meinen sehnlichsten Wunsch entnehmen, dass Ihr jene Größe erlangen möget, die Euch das Glück und Eure Talente versprechen. Und wenn Eure Durchlaucht von dem Gipfel Eurer Erhabenheit gelegentlich einen Blick in die Niederungen werfen wollen, so werdet Ihr bemerken, wie unverdient ich große und andauernde Ungunst des Schicksals zu ertragen habe.

I. Von den Formen der Fürstenherrschaft und den Arten, sie zu erwerben

Alle Staaten, alle Reiche, die über die Menschen Macht hatten und haben, waren und sind Republiken oder Fürstenherrschaften. Die Fürstenherrschaften sind entweder ererbt, sofern das Geschlecht ihres Herrschers seit langer Zeit regiert, oder sie sind neu erworben. Die neuerworbenen sind entweder völlig neu, wie es Mailand für Francesco Sforza war, oder sie sind als Glieder dem ererbten Staat des Fürsten angefügt, der sie erworben hat, wie das Königreich Neapel dem Reich des Königs von Spanien. Die so erworbenen Gebiete sind es gewohnt, entweder unter einem Fürsten zu leben oder aber frei zu sein; und ihr Erwerb geschieht entweder mit fremden oder mit eigenen Waffen, durch Glück oder durch Tüchtigkeit.

II. Von der ererbten Fürstenherrschaft

Von einer Erörterung der Republiken will ich hier absehen, da ich mich bei anderer Gelegenheit ausführlich damit befasst habe. Ich will mich allein der Fürstenherrschaft zuwenden und in der oben genannten Reihenfolge untersuchen, wie Fürstentümer regiert und behauptet werden können.

Zunächst erkläre ich, dass in den ererbten Staaten, die an das Geschlecht ihrer Fürsten gewöhnt sind, viel geringere Schwierigkeiten bestehen, die Macht zu behaupten, als in den neuerworbenen. Genügt es doch, die politischen Einrichtungen der Vorfahren lediglich nicht zu vernachlässigen und sich im Übrigen dem Zeitgeschehen anzupassen. Auf diese Weise wird sich auch ein Fürst von durchschnittlichen Fähigkeiten stets in seinem Staat behaupten, es sei denn, dieser würde ihm von einer außergewöhnlichen und überragenden Macht geraubt; und selbst dann wird er ihn beim ersten Missgeschick des Eroberers zurückgewinnen.

Wir haben hierfür in Italien ein Beispiel am Herzog von Ferrara, der 1484 den Angriffen der Venezianer und 1510 denen des Papstes Julius nur deshalb standhielt, weil sein Geschlecht seit alters dieses Gebiet regierte. Da es nämlich für den angestammten Fürsten weniger Gründe und geringere Notwendigkeit gibt, Gewalt anzuwenden, genießt er größere Beliebtheit; und wenn er sich nicht durch außergewöhnliche Laster verhasst macht, ist es einsichtig, dass seine Untertanen ihm auf natürliche Weise zugeneigt sind. Auch lassen das Alter und die Beständigkeit der Herrschaft den Gedanken an frühere Neuerungen und die dafür ausschlaggebenden Beweggründe vergessen; denn stets hinterlässt eine Veränderung an einem Gebäude den Ansatz für eine weitere Veränderung.

III. Von der gemischten Fürstenherrschaft

Ein neuerworbenes Fürstentum bringt jedoch Schwierigkeiten mit sich. Beginnen wir mit demjenigen, das nicht völlig neu, sondern einem ererbten Staat angegliedert worden ist (weshalb man das Ganze in gewissem Sinn ‚gemischt‘ nennen kann). Hier kommt es zu Unruhen vor allem infolge einer Schwierigkeit, die in der Natur der Sache liegt und in allen neuen Fürstentümern auftritt: Wechseln doch die Menschen gern ihren Herrn in dem Glauben, dadurch ihre Lage zu verbessern; ja dieser Glaube lässt sie gegen ihren Herrn zu den Waffen greifen; dabei aber werden sie Opfer einer Täuschung, denn die Erfahrung zeigt ihnen, dass sie ihre Lage verschlechtert haben. Dies ergibt sich wiederum aus der ebenso natürlichen wie allgemeinen Notwendigkeit, wonach ein Fürst die neu unterworfenen Untertanen sei es durch militärische Besetzung, sei es durch zahllose andere Gewaltanwendungen verletzen muss, wie eine neue Eroberung sie eben nach sich zieht. Damit machst du dir alle zu Feinden, die du bei der Besetzung jenes Herrschaftsgebiets geschädigt hast, und du kannst dir nicht die Freundschaft derer bewahren, die dich in ihr Land geholt haben, weil du sie nicht ihren Erwartungen gemäß zufriedenstellen und weil du ihnen gegenüber keine harten Maßnahmen ergreifen kannst, da du ihnen verpflichtet bist. Mag einer noch so stark durch seine Heeresmacht sein, so ist er doch stets auf die Zuneigung der Einwohner angewiesen, wenn er in ein Land eindringt. Aus diesen Gründen hat Ludwig XII., König von Frankreich, Mailand ebenso rasch besetzt wie verloren. Beim ersten Mal reichten die eigenen Streitkräfte eines Ludovico Sforza aus, um Ludwig die Stadt wieder zu entreißen; denn diejenigen Einwohner, die ihm die Tore geöffnet hatten, sahen sich in ihren Hoffnungen auf die zukünftigen Vorteile, die sie sich versprochen hatten, getäuscht und waren daher nicht bereit, die Unannehmlichkeiten durch den neuen Herrscher hinzunehmen.

Es ist richtig, dass abgefallene Länder, wenn sie zurückerobert werden, weniger leicht wieder verloren gehen; denn der Herrscher nimmt die Erhebung zum Anlass, ohne weitere Rücksicht seine Macht dadurch zu sichern, dass er die Schuldigen bestraft, die Verdächtigen entlarvt und sich an seinen schwächsten Stellen besser schützt. So genügte es das erste Mal, um Mailand von Frankreich wieder abfallen zu lassen, dass Herzog Ludovico an Mailands Grenzen Aufruhr stiftete; zum zweiten Mal ging es den Franzosen jedoch erst verloren, als sie die ganze Welt gegen sich hatten und ihre Heere vernichtet oder aus Italien vertrieben waren. Dies ergibt sich aus den oben dargelegten Gründen. Dennoch wurde Mailand den Franzosen das erste und das zweite Mal entrissen.

Die allgemeinen Gründe für das erste Mal wurden bereits erörtert; es bleibt noch übrig, die für das zweite Mal maßgeblichen zu benennen und herauszufinden, über welche Mittel der König von Frankreich verfügte und zu welchen ein anderer an seiner Stelle gegriffen hätte, um besser als jener das eroberte Gebiet behaupten zu können. Zunächst lässt sich sagen, dass Staaten, die durch Eroberung einem ererbten Staat des Eroberers angegliedert werden, entweder demselben Land und derselben Sprache angehören oder nicht. Im ersten Fall ist es sehr leicht, Herr über sie zu bleiben, besonders wenn sie nicht gewohnt sind, frei zu sein; und um sich ihren Besitz zu sichern, genügt es, das Geschlecht des bisher regierenden Fürsten auszulöschen. Denn die Bevölkerung verhält sich ruhig, solange man ihr in den übrigen Angelegenheiten die alte Ordnung belässt und ihre Lebensgewohnheiten nicht verändert. Das sehen wir am Beispiel Burgunds, der Bretagne, der Gascogne und der Normandie, die schon seit so langer Zeit mit Frankreich vereint sind; und wenn auch gewisse Unterschiede der Sprache bestehen, so ähneln sich doch die Lebensgewohnheiten und sind leicht miteinander verträglich. Wer solche Staaten erobert und sie behalten will, muss zwei Dinge beachten: Erstens muss er das Geschlecht ihres bis-

herigen Fürsten auslöschen, zweitens darf er weder ihre Gesetze noch ihre Abgaben ändern; auf diese Weise verschmelzen in kürzester Zeit alte und neue Herrschaft zu einem Ganzen.

Wenn man hingegen Staaten in einer Gegend erwirbt, deren Sprache, Sitten und Einrichtungen einem fremd sind, so stößt man auf Schwierigkeiten, und es ist ebenso viel Glück wie Energie nötig, um sie zu behalten. Eines der besten und wirksamsten Mittel bestünde darin, dass der Eroberer sich dort selbst niederließe. Damit würde er seinen neuen Besitz sicherer und dauerhafter machen. So sind die Türken in Griechenland vorgegangen, das sie trotz aller anderen Maßnahmen zur Behauptung ihrer Macht nur deshalb halten konnten, weil ihr Herrscher seinen Wohnsitz dorthin verlegt hatte.

Bist du nämlich dort ansässig, so werden dir ausbrechende Unruhen sogleich bekannt, und du kannst sie rasch ersticken; bist du es aber nicht, so erfährst du von ihnen erst, wenn sie sich ausgebreitet haben und es kein Mittel mehr gegen sie gibt. Außerdem kann das Land nicht von deinen Beamten ausgeplündert werden. Die Untertanen genießen die Möglichkeit des unmittelbaren Zugangs zum Fürsten, so dass sie mehr Grund haben, ihn zu lieben, wenn sie gutwillig sind, und ihn zu fürchten, wenn sie anderen Sinnes sind. Wer unter den ausländischen Herrschern etwa die Absicht hätte, diesen Staat anzugreifen, wird mehr Respekt bekommen; denn solange der Fürst in diesem Gebiet ansässig ist, wird er es schwerlich wieder verlieren.

Das zweite sehr gute Mittel besteht darin, an ein oder zwei Stellen Kolonien anzulegen, die gleichsam dem Land zur Fessel werden; denn es ist nötig, entweder dies zu tun oder dort eine starke Besatzung zu unterhalten. Die Kolonien sind nicht mit großen Unkosten verbunden; ohne oder mit geringen Ausgaben lassen sie sich gründen und aufrechterhalten; und es werden nur die geschädigt, denen die Felder und Höfe genommen werden, um sie den neuen Bewohnern zu geben, was nur einen sehr kleinen Teil der Bevölkerung betrifft. Da jene, die geschä-

digt wurden, zerstreut und in Armut leben, können sie gegen den Fürsten niemals etwas ausrichten; alle anderen bleiben einerseits frei von Einbußen und werden folglich Ruhe bewahren, andererseits hüten sie sich vor Verfehlungen aus Furcht, es könnte ihnen das Gleiche widerfahren wie denen, die um ihr Eigentum gebracht wurden. Ich komme daher zu dem Schluss, dass diese Kolonien keine Unkosten machen, von größerer Ergebenheit sind und die Untertanen weniger schädigen; und die Geschädigten können nicht aufbegehren, da sie arm sind und zerstreut leben, wie schon gesagt wurde. Es gilt also festzuhalten, dass man die Menschen entweder verwöhnen oder vernichten muss; denn für leichte Demütigungen nehmen sie Rache, für schwere können sie dies nicht tun; also muss der Schaden, den man anderen zufügt, so groß sein, dass man keine Rache zu fürchten braucht. Unterhält man aber anstelle von Kolonien eine Besatzung, fallen beträchtlich höhere Unkosten an, wobei alle Einkünfte dieses Landes für seine Überwachung aufgewandt werden müssen und der Gewinn in Verlust umschlägt; auch entsteht größerer Verdruss, weil durch ständige Truppenverlegungen das ganze Land unter Einquartierungen leidet; das erfüllt jeden mit Missbehagen und lässt ihn zum Feind des neuen Fürsten werden; und zwar sind dies Feinde, die ihm schaden können, da sie – wenn auch besiegt – weiter auf ihren Höfen bleiben. In jeder Hinsicht ist darum diese Form der Bewachung ebenso untauglich, wie jene durch Kolonien von Nutzen ist.

Außerdem muss, wer eine Provinz mit fremden Sitten und Gebräuchen – wie sie hier in Rede steht – unterworfen hat, sich zum Oberhaupt und Schutzherrn der schwächeren Nachbarn machen und sich bemühen, die Mächtigen des Landes zu schwächen; desgleichen muss er verhüten, dass dort aus irgendeinem Anlass ein Fremder eindringt, der ebenso mächtig ist wie er selbst. Stets werden die Eroberer von denjenigen ins Land geholt, die darin aus zu großem Ehrgeiz oder aus Furcht unzufrieden sind; so haben die Ätoler ehedem die Römer nach Grie-

chenland gerufen; wie diese auch in allen anderen Provinzen, in die sie einmarschierten, von den Einwohnern herbeigerufen worden waren. Es liegt in der Natur der Dinge, dass einem ausländischen Eroberer, sobald er in ein Land einfällt, alle Schwächeren darin zulaufen, getrieben von der Missgunst auf diejenigen, die ihnen gegenüber an Macht überlegen waren; daher kostet es den Eroberer keinerlei Mühe, diese Schwächeren für sich zu gewinnen; denn sogleich sind sie allesamt bereit, mit dem Regime des neuen Herrschers gemeinsame Sache zu machen. Er muss nur darauf bedacht sein, dass sie nicht zu viel Macht und Einfluss gewinnen; auch kann er leicht mit ihrem Wohlwollen und mit seinen Streitkräften die Mächtigen schwächen, um unbeschränkt Herr über dieses Land zu bleiben. Wer jedoch diese Rolle nicht gut zu spielen weiß, wird leicht wieder verlieren, was er erobert hat, und, solange er es behält, wird er dort unzählige Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten haben.

Geschickt haben die Römer diese Kunstgriffe in den von ihnen eingenommenen Provinzen gehandhabt: Sie legten Kolonien an, standen den Schwächeren bei, ohne deren Macht zu stärken, sie schwächten die Mächtigen und ließen keine ausländischen Machthaber dort Einfluss gewinnen. Ich will mich mit der Provinz Griechenland als einzigm Beispiel begnügen: die Achäer und die Ätoler wurden von ihnen unterstützt; das Königreich der Mazedonier geschwächt und Antiochus daraus verjagt; auch bewirkten die Verdienste der Achäer und der Ätoler nie, dass sie ihnen erlaubt hätten, ihre Staaten zu vergrößern; weder verleiteten die Überredungskünste Philipps sie jemals dazu, seine Freunde zu werden, ohne seine Macht zu beschneiden; noch konnte Antiochus mit seiner Macht ihnen das Zugeständnis abringen, einen Staat in diesem Land für sich zu behalten. Die Römer taten daher in diesen Fällen das, was alle klugen Fürsten tun müssen: diese haben nicht nur auf die gegenwärtigen Unruhen zu achten, sondern auch auf die zukünftigen, und müssen sie unter Aufbietung aller ihrer Kräfte im Keim ersticken; denn wer

rechtzeitig vorbeugt, kann leicht heilen; wenn man jedoch wartet, bis die Unruhen ausgebrochen sind, kommt jede Medizin zu spät, denn die Krankheit ist unheilbar geworden. Es steht damit wie mit der Schwindsucht, die – wie die Ärzte sagen – am Beginn der Erkrankung leicht zu heilen und schwer zu erkennen ist, aber im Laufe der Zeit, wenn sie anfangs nicht erkannt und behandelt wurde, sich leicht erkennen und nur schwer heilen lässt. Ebenso verhält es sich mit dem Staatswesen; wenn man im Voraus die darin aufkeimenden Übel erkennt (was nur dem Klugen gegeben ist), so kann man sie rasch kurieren; lässt man sie jedoch, weil man sie nicht erkannt hat, sich auswachsen, bis jeder sie wahrnimmt, dann gibt es kein Mittel mehr dagegen.

Daher haben die Römer, wenn sie Missstände voraussahen, stets Abhilfe geschaffen; und sie ließen sich jene nie lange hinziehen, nur um einem Krieg aus dem Wege zu gehen; denn sie wussten, dass man den Krieg nicht abschaffen, sondern nur zum Vorteil der anderen aufschieben kann; deshalb wollten sie in Griechenland gegen Philipp und Antiochus Krieg führen, um dies nicht in Italien tun zu müssen, obwohl sie damals das eine wie das andere hätten vermeiden können, was sie jedoch nicht wollten. Auch sagte ihnen niemals jener Leitsatz zu, den die Neunmalklugen unserer Zeit den ganzen Tag über im Munde führen: »Zeit gewonnen, alles gewonnen«, sondern sie erfreuten sich der Erfolge ihrer Tüchtigkeit und ihrer Klugheit; denn die Zeit jagt alles vor sich her und kann Gutes wie Schlechtes und Schlechtes wie Gutes bringen.

Aber kommen wir auf Frankreich zurück und untersuchen wir, ob es irgendeine von den genannten Regeln angewandt hat; und zwar möchte ich nicht von Karl, sondern von Ludwig reden als von demjenigen, dessen Vorgehen man besser verfolgen konnte, weil er länger in Italien geherrscht hat; und ihr werdet sehen, dass er das Gegenteil von dem getan hat, was man tun muss, um einen Staat in einem Land von fremden Sitten und Gebräuchen zu behaupten.

König Ludwig wurde nach Italien gerufen von dem Machteifer der Venezianer, die sich die halbe Lombardei durch seinen Einmarsch anzueignen hofften. Ich will diese von dem König getroffene Entscheidung nicht tadeln; denn da er in Italien Fuß fassen wollte und in diesem Land keine Freunde hatte, sondern ihm wegen des Verhaltens von König Karl alle Türen verschlossen waren, sah er sich gezwungen, jedes Bündnis einzugehen, das er nur konnte; und der reiflich erwogene Entschluss hätte sich für ihn gelohnt, wenn er bei seinen übrigen Unternehmungen keinerlei Fehler begangen hätte. Nachdem nämlich der König die Lombardei erobert hatte, gewann er sogleich das Ansehen zurück, das Frankreich durch Karl verloren hatte: Genua ergab sich; die Florentiner wurden seine Bundesgenossen; der Markgraf von Mantua, der Herzog von Ferrara, Bentivoglio, die Herrin von Forli, die Herren von Faenza, von Pesaro, Rimini, Camerino und Piombino, die Republiken Lucca, Pisa, Siena, ein jeder kam ihm entgegen, um ihm seine Freundschaft anzutragen. Jetzt konnten die Venezianer die Unbesonnenheit des von ihnen gefassten Entschlusses ermessen: Hatten sie doch, um zwei Städte in der Lombardei zu gewinnen, den König zum Herrn über ein Drittel Italiens gemacht.

Man bedenke nun, mit wie wenig Schwierigkeiten der König sein Ansehen in Italien hätte behaupten können, wenn er die oben angegebenen Regeln beachtet und alle seine Bundesgenossen gesichert und geschützt hätte, die – zahlreich und schwach – teils die Kirche, teils die Venezianer fürchteten und daher stets gezwungen waren, an seiner Seite zu bleiben; durch sie hätte er sich leicht derer versichern können, die mächtig geblieben waren. Aber kaum war er in Mailand, da tat er das Gegenteil, indem er Papst Alexander half, die Romagna zu erobern. Er bemerkte bei dieser Entscheidung nicht, dass er sich selbst schwächte, indem er sich dadurch der Bundesgenossen und derjenigen beraubte, die bei ihm ihre Zuflucht genommen hatten, und die Kirche stärkte, indem er der geistlichen Macht, die ihr so große

Geltung verleiht, noch so viel weltliche hinzufügte. Nachdem er nun den ersten Fehler begangen hatte, war er gezwungen, in diesem Sinn fortzufahren, so dass er schließlich genötigt war, selbst nach Italien zu kommen, um dem Ehrgeiz Alexanders Schranken zu setzen und ihn daran zu hindern, Herr über die Toskana zu werden. Als genügte es ihm nicht, die Kirche groß gemacht und sich seiner Bundesgenossen beraubt zu haben, wollte er nun noch das Königreich Neapel dadurch gewinnen, dass er es mit dem König von Spanien teilte; war er zuvor unumschränkter Herr Italiens, so setzte er jetzt einen Mitregenten ein, wodurch die Ehrgeizigen des Landes und die mit ihm Unzufriedenen jemanden hatten, bei dem sie Rückhalt fanden; und statt in diesem Königreich einen ihm tributpflichtigen König zu belassen, entfernte er diesen, um einen anderen einzusetzen, der ihn selbst daraus vertreiben konnte.

Die Eroberungslust ist wahrlich eine sehr natürliche und verbreitete Erscheinung; und immer, wenn die Menschen – die dazu imstande sind – Eroberungen machen, werden sie gelobt oder wenigstens nicht getadelt; wenn sie aber nicht dazu imstande sind und doch unter allen Umständen Eroberungen machen wollen, so ist dies verfehlt und tadelnswert. War also Frankreich fähig, mit seinen eigenen Streitkräften Neapel anzugreifen, so hätte es dies tun sollen; war es aber nicht dazu fähig, so hätte es Neapel nicht mit anderen teilen dürfen; und wenn auch die Teilung der Lombardei mit den Venezianern Entschuldigung verdient, insofern Frankreich dadurch in Italien Fuß fasste, so verdient doch die Teilung Neapels Tadel, da sie nicht durch dieselbe Notwendigkeit gerechtfertigt ist.

Ludwig hatte demnach folgende fünf Fehler begangen: Er hatte die Schwächeren vernichtet; die Macht eines Mächtigen in Italien gesteigert; einen besonders mächtigen Fremden ins Land geholt; seinen Wohnsitz nicht dorthin verlegt und keine Kolonien dort angelegt. Doch nicht einmal diese Fehler hätten ihm zu seinen Lebzeiten schaden können, wenn er nicht noch den

sechsten begangen hätte, nämlich den Venezianern ihr Land fortzunehmen; denn hätte er nicht die Kirche mächtig gemacht und die Spanier nach Italien geholt, so wäre es durchaus vernünftig und notwendig gewesen, die Venezianer zu schwächen; nachdem er aber diese ersten beiden Entschlüsse einmal gefasst hatte, durfte er keinesfalls in ihr Verderben einwilligen; denn solange sie mächtig waren, hätten sie stets die anderen von einem Feldzug gegen die Lombardei abgehalten, sei es, weil die Venezianer dem nur zugestimmt hätten, wenn sie selbst Herren des Landes geworden wären, sei es, weil die anderen nicht gewillt gewesen wären, die Lombardei Frankreich abzunehmen, um sie den Venezianern zu geben; und gegen alle beide einen Angriff zu führen, hätten sie nicht den Mut gehabt. Wenn nun jemand behauptet, König Ludwig habe die Romagna an Alexander und das Königreich Neapel an Spanien abgetreten, um einen Krieg zu vermeiden, so mache ich dagegen mit den oben genannten Gründen geltend, dass man niemals einen Missstand fortbestehen lassen darf, um einen Krieg zu vermeiden; denn er wird nicht vermieden, sondern nur zu deinem Nachteil aufgeschoben. Und wenn andere anführen, der König habe dem Papst das Versprechen gegeben, für ihn diese Eroberung [der Romagna] zu unternehmen als Gegendienst für die Scheidung seiner Ehe und den Kardinalshut für Rouen, so erwidere ich, was ich weiter unten sagen werde über die Versprechungen der Fürsten und inwiefern sie gehalten werden müssen. Somit hat König Ludwig die Lombardei verloren, weil er keine jener Regeln beachtet hat, die von anderen beachtet wurden, die Provinzen erobert hatten und behalten wollten. Hierbei handelt es sich aber nicht um irgendein Wunder, sondern alles ist durchaus normal und vernünftig erklärbar. Über dieses Thema sprach ich in Nantes mit dem Kardinal von Rouen, als der Valentino – so hieß im Volksmund Cesare Borgia, der Sohn Papst Alexanders – gerade die Romagna besetzte; während mir nämlich der Kardinal von Rouen sagte, die Italiener verstünden sich nicht auf die

Kriegskunst, antwortete ich ihm, die Franzosen verstünden sich nicht auf die Staatskunst; denn wenn sie sich darauf verstünden, würden sie die Kirche nicht zu solcher Macht kommen lassen. Auch hat die Erfahrung gezeigt, dass in Italien die Macht Spaniens und der Kirche durch Frankreich und dass dessen Ruin durch diese beiden verursacht wurde. Daraus folgt eine allgemeine Regel, die nie oder nur selten trügt: Wer bewirkt, dass ein anderer mächtig wird, der richtet sich selbst zugrunde; denn diese Macht ist von ihm entweder durch Geschicklichkeit oder durch Gewalt verursacht, und das eine wie das andere ist demjenigen verdächtig, der dadurch mächtig geworden ist.

IV. Warum das Reich des Darius, das Alexander erobert hatte, sich nach dem Tod Alexanders nicht gegen seine Nachfolger erhob

In Anbetracht der Schwierigkeiten, die man damit hat, einen neuerworbenen Staat zu behaupten, könnte man sich wundern, wie es möglich war, dass Alexander der Große in wenigen Jahren Herr über Asien wurde und, als er starb, kurz nachdem er es erobert hatte – woraufhin zu erwarten gewesen wäre, dass das ganze Reich aufbegehren würde –, nichtsdestoweniger die Nachfolger Alexanders sich dort behaupteten und keine anderen Schwierigkeiten dabei hatten als die, welche zwischen ihnen durch ihre eigene Herrschaftsucht auftraten. Darauf ist meine Antwort, dass alle Fürstentümer, die von der Geschichte überliefert sind, auf zwei verschiedene Weisen regiert worden sind: entweder von einem Fürsten und anderen, die alle seine Diener sind und ihm als Minister dank seiner Gnade und Billigung helfen, das Reich zu regieren; oder von einem Fürsten und Baronen, die nicht durch die Gnade des Herrschers, sondern aufgrund des Alters ihres Adels diesen Rang einnehmen. Diese Barone haben selbst Staaten und eigene Untertanen, welche sie als Herren anerkennen und eine natürliche Anhänglichkeit für sie empfinden. In den Staaten, die von einem Fürsten und dessen Dienern regiert werden, hat der Fürst eine größere Autorität; denn in seinem ganzen Land gibt es niemanden, der einen anderen außer ihn als Herrn anerkennt; und wenn die Untertanen einem anderen gehorchen, so tun sie es, weil er Minister oder Beamter ist, und bringen ihm keine besondere Liebe entgegen.

Beispiele für diese beiden verschiedenen Regierungsformen liefern in unserer Zeit der Türke und der König von Frankreich. Die gesamte türkische Monarchie wird von einem Herrn allein regiert; die anderen sind seine Diener; er teilt sein Reich in Sandschaks ein und entsendet dorthin verschiedene Gouverneure;

diese tauscht und wechselt er aus, ganz wie es ihm gefällt. Der König von Frankreich hingegen befindet sich inmitten einer Vielzahl in diesem Staat alteingesessener Feudalherren, die von ihren Untertanen anerkannt und geliebt werden; sie haben ihre Vorrechte, die ihnen der König, ohne selbst Gefahr zu laufen, nicht nehmen kann. Wer nun diese beiden Staaten betrachtet, wird finden, dass sich das Reich des Türken schwer erobern, doch – einmal besiegt – sehr leicht behaupten lässt. Dagegen werdet ihr finden, dass in mancher Hinsicht der französische Staat leichter zu erobern, aber nur schwer zu behaupten ist.

Die Gründe für die Schwierigkeiten, die es macht, das Reich des Türken zu erobern, bestehen darin, dass man weder von den Würdenträgern dieses Reiches herbeigerufen werden kann noch hoffen darf, durch einen Aufstand derer, die den Herrscher umgeben, sich die Eroberung zu erleichtern. Dies folgt aus den obengenannten Gründen; insofern sie nämlich alle Sklaven und Abhängige sind, ist es umso schwerer, sie zu bestechen; und selbst wenn sie bestochen würden, könnte man sich davon nur geringen Nutzen erhoffen, da sie aus den angegebenen Gründen das Volk nicht mitreißen können. Wer also den Türken angreifen will, muss sich darauf gefasst machen, dessen Reich vollkommen einig zu finden, und sollte daher eher auf die eigenen Kräfte bauen als auf die Uneinigkeit anderer. Aber ist jener einmal besiegt und in offener Feldschlacht geschlagen, so dass er keine Truppen mehr aufstellen kann, dann braucht man nichts anderes mehr zu fürchten als das Geschlecht des Fürsten; ist dieses ausgelöscht, so gibt es niemanden mehr, den man zu fürchten hätte, da die anderen kein Ansehen im Volk genießen; und wie der Sieger vor dem Sieg nichts von ihnen erhoffen konnte, so braucht er danach nichts von ihnen zu fürchten.

Das Gegenteil tritt ein in Staaten, die wie Frankreich regiert werden; denn mit Leichtigkeit kannst du dort eindringen, indem du irgendeinen der Barone des Reiches für deine Sache ge-

winnst; finden sich doch stets Unzufriedene und solche, die auf Neuerungen aus sind; diese können dir aus den genannten Gründen den Weg in jenes Reich freimachen und den Sieg erleichtern. Doch dieser zieht dann, wenn du dich dort behaupten willst, unendliche Schwierigkeiten nach sich, und zwar sowohl mit denen, die dir geholfen haben, als auch mit denen, die du unterdrückt hast; auch genügt es nicht, das Geschlecht des Fürsten auszulöschen, denn es bleiben noch jene Feudalherren, die sich an die Spitze erneuter Umschwünge stellen; und da du sie weder zufriedenstellen noch vernichten kannst, verlierst du diesen Staat bei der erstbesten Gelegenheit.

Wenn ihr nun ergründen wollt, von welcher Art die Regierung des Darius war, so werdet ihr sie der des Türken ähnlich finden; daher musste Alexander ihn zunächst mit aller Macht angreifen und aus dem Feld schlagen; nach dem Sieg blieb das Reich aus den oben vorgetragenen Gründen dadurch, dass Darius gefallen war, unangefochtener Besitz Alexanders. Und wenn seine Nachfolger einig gewesen wären, hätten sie sich der Herrschaft mühelos erfreuen können; denn es entstanden in diesem Reich keine anderen Unruhen als die, welche sie selbst entfachten. Aber Staaten, die wie Frankreich regiert werden, kann man nicht so geruhsam besitzen. So kam es zu den häufigen Aufständen Spaniens, Frankreichs und Griechenlands gegen die Römer aufgrund der zahlreichen Fürstenherrschaften, die es in diesen Staaten gegeben hatte; solange die Erinnerung daran anhielt, waren die Römer ihres Besitzes niemals sicher; als aber die Erinnerung daran durch die Macht und die lange Dauer des Imperiums ausgelöscht war, wurden sie zu unangefochtenen Landesherren. Und auch, als sie sich dann untereinander bekämpften, konnte jede Partei einen Teil jener Provinzen auf ihre Seite ziehen, je nach dem Ansehen, das sie dort gewonnen hatte; da nämlich das Geschlecht ihrer ehemaligen Herren ausgetilgt war, erkannten diese Provinzen allein die Römer als Herren an. Wenn man all das berücksichtigt, wird man

sich weder über die Leichtigkeit wundern, mit der Alexander die Herrschaft über das asiatische Reich behauptet hat, noch über die Schwierigkeiten, die andere hatten, um erobertes Gebiet zu halten, wie zum Beispiel Pyrrhus und viele mehr. Dies ergibt sich nicht aus der größeren oder geringeren Tüchtigkeit des Siegers, sondern aus der Verschiedenartigkeit der Eroberungen.

V. Wie man Städte oder Fürstentümer regieren muss, die, bevor sie erobert wurden, unter eigenen Gesetzen lebten

Wenn die Staaten, die man erobert, wie ich gesagt habe, gewohnt sind, unter eigenen Gesetzen und in Freiheit zu leben, so gibt es drei Methoden, die Herrschaft über sie zu behaupten: erstens, sie zu vernichten; zweitens, seinen persönlichen Wohnsitz dorthin zu verlegen; drittens, sie unter ihren eigenen Gesetzen fortbestehen zu lassen, jedoch eine Abgabe von ihnen zu erheben und eine Regierung aus wenigen Bürgern einzusetzen, welche dir die Ergebenheit der anderen sichern. Da nämlich diese Regierung ihre Existenz nun einem Fürsten verdankt, weiß sie, dass sie ohne seine Gunst und Macht nicht bestehen kann und alles daransetzen muss, um seine Herrschaft aufrechtzuerhalten; und leichter lässt sich eine Stadt, die gewohnt ist frei zu sein, mit Hilfe ihrer eigenen Bürger beherrschen als auf irgendeine andere Weise, wenn man sie nicht zerstören will.

Beispiele dafür liefern die Spartaner und die Römer. Die Spartaner beherrschten Athen und Theben, indem sie dort eine Regierung aus wenigen Bürgern einsetzten; dennoch haben sie beide Städte wieder verloren. Die Römer zerstörten Capua, Karthago und Numantia, um diese zu halten, und haben sie nicht verloren. Sie wollten Griechenland beinahe genauso beherrschen, wie es die Spartaner getan hatten, indem sie es freigaben und ihm seine Gesetze ließen; doch dies gelang ihnen nicht, so dass sie gezwungen waren, viele Städte dieser Provinz zu zerstören, um ihre Herrschaft aufrechtzuerhalten. Denn es gibt in Wahrheit kein sicheres Mittel, sie zu behalten, außer ihrer Vernichtung. Und wer Herr über eine Stadt wird, die gewohnt war frei zu sein, und sie nicht zerstört, mag sich darauf gefasst machen, von ihr vernichtet zu werden; denn immer nimmt sie bei einem Aufstand den Namen der Freiheit und die eigene alte Ordnung in Anspruch, die weder durch die Länge der Zeit noch

durch Wohltaten in Vergessenheit geraten. Doch was immer man auch tut und verhütet: wenn man die Einwohner nicht aus-einandertreibt und zerstreut, vergessen sie jenen Namen und jene Ordnung niemals und kommen bei jeder Gelegenheit so-gleich darauf zurück, wie es Pisa tat, nachdem es hundert Jahre lang den Florentinern untertan gewesen war. Wenn aber die Städte oder Provinzen gewohnt sind, unter einem Fürsten zu leben, und dessen Geschlecht ausgelöscht wurde, sie daher ei-nerseits gewohnt sind zu gehorchen, andererseits nach dem Ver-lust des angestammten Fürsten sich nicht auf die Wahl eines neuen aus ihren Reihen einigen und auch nicht in Freiheit leben können, so folgt daraus, dass sie erst spät zu den Waffen greifen und ein Fürst sie mit größerer Leichtigkeit für sich gewinnen und sich ihrer versichern kann. Doch in den Republiken gibt es mehr Leben, mehr Hass, mehr Rachsucht; die Erinnerung an die alte Freiheit lässt sie nicht ruhen, ja kann sie nicht ruhen lassen; darum ist es das sicherste Mittel, sie zu vernichten oder sich dort anzusiedeln.

VI. Von neuen Fürstenherrschaften, die man mit eigenen Waffen und durch Tüchtigkeit erwirbt

Niemand möge sich wundern, wenn ich bei den folgenden Erörterungen gänzlich neuer Fürstenherrschaften – was sowohl den Fürsten als auch den Staat betrifft – die bedeutendsten Beispiele anführe; da nämlich die Menschen fast immer Wege benutzen, die von anderen gebahnt worden sind, und in ihren Handlungen als Nachahmer vorgehen, dabei jedoch die Wege anderer weder völlig einhalten können noch die Tüchtigkeit derer, die man nachahmt, zu erreichen vermögen, so muss ein kluger Mann stets Wegen folgen, die von großen Männern beschritten worden sind, und diejenigen nachahmen, welche die Hervorragendsten gewesen sind, damit auf ihn, wenn auch seine Tüchtigkeit nicht an sie heranreicht, wenigstens ein gewisser Abglanz fällt; er muss es wie die klugen Bogenschützen machen: Wenn ihnen der Ort, den sie zu treffen beabsichtigen, zu weit entfernt erscheint, weil sie wissen, wie weit die Kraft ihres Bogens trägt, so setzen sie das Ziel beträchtlich höher an als den dazu bestimmten Ort, nicht um mit ihrem Pfeil in solche Höhe zu gelangen, sondern um mit Hilfe eines so hohen Ziels ihren Zweck zu erreichen.

Ich sage also, dass in gänzlich neuen Fürstentümern, in denen auch ein neuer Fürst ist, die Schwierigkeit, sie zu beherrschen, größer oder geringer ist, je nachdem ob derjenige, der sie erwirbt, mehr oder weniger tüchtig ist. Und da nun einmal das Ereignis, vom Privatmann zum Fürsten aufzusteigen, entweder Tüchtigkeit oder Glück voraussetzt, so scheint es, dass die eine wie die andere dieser beiden Gaben viele Schwierigkeiten um ein gut Teil vermindert; nichtsdestoweniger hat sich bislang derjenige besser behauptet, der sich weniger auf das Glück verlassen hat. Eine Erleichterung entsteht auch, wenn der Fürst gezwungen ist, dort persönlich seinen Wohnsitz aufzuschla-